

(Kampbrun herbolan.)

## Der Entgleiste.

97

Von Wilhelm Solzamer.

Eine Stunde später stand sie wieder in der Lettengrube und stach den Letten aus. Niemand hätte gewagt, eine Bemerkung zu machen.

Nur, als um vier Uhr ihr Philipp aus der Schule kam und fragte: „Mutter, was war denn?“ da sagte sie: „Rehr-aus mit Dei'm Vater! Wir werden jetzt Ruh vor ihm haben. Und Du wirst was lernen, daß Du's gehört hast — was lernen. 's übrige geht Dich nix an. Geh hinüber und stell den Kaffee auf, in einer halben Stund komm ich.“

Der Bube ging.

„Bravo Klar!“ rief der Drehermathes.

„Salt's Maul,“ sagte sie. „Dein Bravo brauch ich nit. Wenn er mich gejagt hätt, täst Du zu ihm bravo sagen. Aber wenn Du meinst, daß Du mich uzen könntst, dann bist Du schief gewidelt, Freundchen. Da rat ich Dir, revidier Deine Zähne noch mal, ehe sie Dir ins Maul fliegen.“

„Na, Klar,“ bat der Drehermathes. Es lag Bitte und Entschuldigung in der Stimme.

„Na ja, ich will das ein- für allemal gesagt haben. Basta, die Sach ist erledigt.“

Sie war munter und schaffte weiter.

Der Kaiser verließ das Dorf, wo er den Leuten doch nur zum Gespött gewesen wäre, und ging über den Rhein, wo er daheim war. Sehen ließ er sich nicht mehr. Da er kein Siefiger war, hätt er auch nirgends Recht gekriegt.

Die Klar hatte Ruhe. Und auch vor den Leuten. Keiner sagte ein Spottwort gegen sie. Man hatte immer gewußt, daß sie ein Hurras war. Jetzt war sie aber doch noch was anderes. Etwas, davor man Respekt hatte. Sie hatte gewußt, „sich in Positur zu setzen“. Und das nit schlecht. Sie war jemand.

Kein Mensch bedauerte den Lumpen, der sie nur drang-folliert hatte. Und so konnte aus dem Philipp was werden. Die Klar sollte nur nicht zu hoch hinaus mit ihm wollen. Das tät dann nit gut.

3.

Aber die Klar wollte hoch hinaus. „Schullehrer oder Pfarrer“, sagte sie zu den Leuten. Und die Leute machten lange Gälse und gukten sie von oben herunter an. Zunächst sagten sie nichts. Die Klar hat ihren Stuß, sagten sie. Sie war nun halt so, sie mußte immer ihren Stuß haben. Erst mit ihrem Mann, dann mit ihrem Philipp. Es gibt so Menschen, wenn nichts auf die geladen wird, so laden sie sich selbst etwas auf. Am besten war man ganz still dazu. Das tobt sich aus. Und wenn nach zwei Jahren der Philipp aus der Schule kommt, dann steht er in der Lettengrube wie seine Mutter auch. Und das ist auch das Allergescheitste. Das ander', das sind Speranzen. Es haben alle Menschen ihr Gewisses auf der Welt, über das dürfen sie nun einmal nit hinauskommen. Wenn sie darüber hinaus wollen und drüber hinaus geschoben werden, so tut's nit gut. Das ist Gesez. Und ein Ziegler, das bleibt ein Ziegler. Verstanden will das auch sein. Eine Schand ist's auch nit. Auch einen Ziegler hat kein Esel aus der Wand herausgeschlagen. Die Klar sollte nur sehen. Sie mocht sich die Hörner abrennen.

Und die Klar schaffte für drei.

Als ihr Gesicht ein wenig ausgeheilt war, nahm sie ihren Philipp und fuhr mit ihm nach Mainz. Er mußte einen neuen Anzug haben, Hut, Stiefel, Hemd, Kragen, alles, was sich gehört. Und alles, wie sich's gehört. Es sollte ihm kein Mensch mehr den Zieglerbuben ansehen — und daß seine Mutter die Zieglerklar war, und sein Vater ein versoffener Maurer.

In Mainz führte sie den Buben erst durch die vornehmen Gassen: durch die Schillerstraße, die große Bleiche, und zurück nach der Ludwigsstraße, unten die Rheinstraße entlang. Am Fischer kaufte sie ihm ein paar Rosenwecke und einen Hartekuchen.

„Das eß! Genier Dich nit, das eß. Das schmeckt anders als Bauernbrot.“

„Ihr auch, Mutter,“ bat der Bub.

„Jah? Für mich ist das Bauernbrot gut genug. Für mich ist das süße Zeug nix. Aber Du — Du sollst einmal kein Bauernbrot essen müssen.“

Und sie zeigte ihm die vornehmen Häuser, die vornehmen Leute, die feinen Sachen in den Läden, Tee, Drangen, die feine Wurst in Staniol, Lachsflinken, Cervelat.

„Das ist alles nix für unjereim Leut,“ sagte sie. „Aber davon sollst Du mal haben.“

Und wo sie etwas Schönes sah, da sagte sie nur: „Das ist all mal für Dich.“ Oder höchstens: „Daran sollst Du all mal Teil haben. Nit wie wir — nit immer in Lettengruben stehen müssen — und in dem Drecknest leben. In der Stadt!“

Der Bube machte große Augen. Davon sollte er all haben. Und die Rosenwecke waren gut, und der Hartekuchen wie Weihnachtsguts. Es gab Leute, die das alle Tage essen konnten, nicht nur an den Feiertagen.

„Aber wir sind doch arm, Mutter,“ warf er ein.

„Arm! Arm hin, arm her. Wir können schaffen.“

Er schmiegte sich fester in seine Mutter hinein. Die ging mit großen Schritten. Mit Schritten wie ein Mann. Und ihre schweren Schuhe schlugen tüchtig auf, so daß ihr manchmal die Leute nachsahen.

„Man muß nur was wollen in der Welt, dann kommt man auch heraus aus dem Dreck; Dein Vatter sind wir jetzt los, das war notwendig, wir wären statt heraus nur tiefer hinein gekommen. Und arm, arm macht gar nix. Ob man was im Kopf hat und was will, dadrauf kommt's allein an.“

Sie saßen auf der Treppe des Theaters und sahen hinüber zum Gutenbergdenkmal.

„Weißt Du was von dem?“ fragte sie.

„Das ist der Gutenberg,“ antwortete der Bub.

„Na ja, dann weißt Du's ja. Von dem kommt die Buchdruckerkunst her. Meinst Du aber, der wär reich gewesen? Und meist Du, wenn der reich gewesen wär, dann ständ er da? Gepfiffen!“

Der Philipp machte große Augen. Sie riß ihn auf und zog ihn mit sich fort.

„Komm, wir essen jetzt was. Nachher, wenn Du Dein Anzug hast, dann können wir nit mehr in die Zieglerwirtschaft gehen. Dann hört's auf. Aber jetzt, da geht's noch.“

Der Philipp sagte: „Und Ihr, Mutter!“

Da sah sie ihn erst einmal groß an, und dann sah sie an sich hinab. Ein wenig strich sie mit ihren plumphen Händen über das schwarze Schürzchen, das sie vorgebunden hatte. Dann ging sie rascheren Schrittes und zerrte ihren Sohn heftig neben sich her.

„Und ich?“ fragte sie dann nach einer Weile.

Ihr Stimme war hart. Es knurrte etwas darin, wie wenn eine Säge auf einen Nagel im Holz fährt. Dann milderte sie sie und sagte — ihr Ton war immer noch rau, aber nun doch nicht rauher wie gewöhnlich:

„Du wirst nun groß, und eines Tages hängt alles an Dir. Auch Dein Mutter. Denn heut kann ich noch schaffen, Morgen auch noch. Auch in ein paar Jahren noch, aber auf einmal ist's aus. Auf einmal kann man nit mehr, mit dem besten Willen nit. Da sind die Knochen mürb und die Gelenke steif. Jetzt aber, wo ich's noch kann, da schaff ich für Dich. Da soll mir nix zu viel sein. Im Dreck, im Letten. Und da darfst Du Dich Deiner Mutter nit schämen, wenn Du auch gepuht bist. Und wenn ich dann nit mehr kann, dann auch nit.“

„Nein, Mutter,“ sagte er.

Blötzlich rüttelte und schüttelte sie ihn heftig an der Hand, an der sie ihn führte, und sagte mit grober Stimme, mit rascher Festigkeit:

„Sollst Dich unterstehn. Sollst Dich unterstehn! In dem Augenblick, wo ich Dir nit mehr gut genug bin, schmeiß ich Dich hinaus, daß Du Hals und Bein brichst, wie ich Dein Vatter hinausgeschmissen hab.“

Der Bub sagte: „Ich weiß ja gar nit, was Ihr wollt, Mutter.“

„Na ja,“ stieß sie heraus. „Merk Dir's. Merk Dir's nur. Meiner Seel, das tu ich. Und wenn Du mir ein Lump wirst, wie Dein Vatter — dann nit mehr unter die Augen!“

Auf den Philipp machte das nicht allzu tiefen Eindruck.

Er war die harsche Art seiner Mutter gewöhnt. Was wollte sie denn nur. Den richtigen Sinn verstand er nicht. Sie brauchte ihm keine Kleider zu kaufen. Sie konnte ihn ruhig in die Lettenkaute stecken, wenn er aus der Schule war. Da hatte er sich nicht zu schämen. Da schaffte er wie sie auch. Aber wenn sie's wollte, daß er Schullehrer oder Pfarrer werden sollte, dann war ihm das auch recht. Es gab vielleicht ein bißchen viel zu lernen — aber den Lettenkarren drücken, war auch nicht den Mühs gepfiffen. Er dachte nicht weiter drüber nach. Er dachte an neue Kleider, und daß die ihm gut stehen würden. Ein Hütchen, aufs eine Ohr, — er wollt's schon fein machen.

Im Dorf sagten die Leute, der Philipp habe die Lustigkeit von seiner Mutter und den Leichtsinns von seinem Vater. Er machte ein bißchen gern den Majores (den Hanswurst). Und seine Mutter lachte sich helle Tränen dazu. Das wollte sie gerade. Wenn er auf der Gasse herumtanzte, dann wurde sie nicht fertig zu rufen: „Tanz nur, tanz nur!“ Das rief sie mit einem hellen A, wie's gar nicht im Dorfe gesprochen wurde, und es klang den Leuten komisch, so daß sie's gerne nachhätten. Das A hatte sie von ihrer Mutter geerbt, die aus der Bingerer Gegend her war. Im Mainzerland war das A dunkler.

Na ja, und dann dachte der Philipp, wie er mit seinem Hütchen auf einem Ohr unter den Kindern der Gasse herumtanzten tät. Außerdem war so viel zu sehen hier im Leben und Treiben der Stadt, da konnte er den Worten der Mutter nicht viel nachhängen. Er sagte nur:

„Ich weiß nit, was Ihr wollt, ich schäm mich ja gar nit.“  
Dann traten sie in eine Wirtschafft ein, die Klar bestellte zwei tüchtige Glas Rheinisch-Aktien-Bier, zwei warme Heeschen (Schweinsknöchel), und sie sprach ihrem Philipp tüchtig zu, daß er einhauen sollte.

Dann ging sie mit ihm in die Schustergasse und kaufte für ihn ein. Alles, was sie sich gedacht hatte. Und ein grünes Hütchen mit einer krummen Entenfeder. Die schwarzen gefielen ihr nicht. Sie fand, daß der Philipp sehr gut so aussah. Als er vor den Spiegel trat und sein Hütchen rückte und es ordentlich auf die Seite schob, da sagte sie zwar: „Goppes (Zacke), der Du bist, so arg brauchst's nit zu machen,“ aber sie lachte doch, und der Philipp ließ es fest auf einem Ohr sitzen. Dann trollten sie los. Sie gingen über Zahlbach an der römischen Wasserleitung vorbei, denn die Klar dachte, es sei gut, das dem Philipp zu zeigen. Viel erklären konnte sie ihm freilich dabei nicht. Da müsse er den Schullehrer fragen, aber „der Teufel könnt wissen, wie die Kerl das gemacht hätten mit dem Mauerwerk. Sieben Gängel könnten das nit umreißen, und wenn sie ziehen täten wie die Bä'n“. Das war's, was sie von dem Werke der Römer verstand.

Als sie die Pariser Straße hingingen, begann es schon zu düstern. Ganz langsam sanken die Dörfer ins Grau, und bald ins Dunkel. Aus der Pfalz fuhren die Kutscher herein in die Stadt. Von ferne sah man sie schon die Hügelhöhen herunterkommen — an der Deichsel schwankten die brennenden Laternen.

Auf der Marienborner Brücke sahen sie zu, wie ein Zug unter ihnen durchfuhr, und als sie weitergingen, berührte es sie eigentümlich, daß nun unter ihnen der Tunnel war, der jeden Augenblick zusammenrutschen konnte. Denn die Klar, die darin Fachkenntnis hatte, erklärte dem Philipp, daß das aus Fionheimer Sandstein gebaut sei, und der wär „weich wie Butter“.

Aber sie kamen glücklich drüber

(Fortsetzung folgt.)

## 1) Eine alltägliche Erscheinung.

Von Wladimir Korolenko.

Der Galgen nahm wieder seine Arbeit auf, und vielleicht noch nie seit der Zeit Iwans des Schrecklichen hat Rußland eine solche Annahme von Hinrichtungen gesehen wie jetzt. Vor seiner „konstitutionellen Wiedergeburt“ hat Rußland chronische Hungerjahre und furchtbare Epidemien gelannt. Jetzt hat unsere eigenartige Konstitution zu diesen alltäglichen Erscheinungen eine neue gefügt. Zu den gewöhnlichen Todesursachen (Hunger, Typhus, Diphtheritis, Scharlach, Cholera, Pest usw.), mußte eine neue Rubrik hinzugefügt werden — „Tod durch den Strang“. Fast täglich, in den frühesten Morgenstunden, wenn das ungeheure Land in festem Schloße liegt, ertönen irgendwo in den Gefängnisgängen drohende Schritte, irgend jemand wird aus fieberhaftem, schreckensvollem Schlaf emporggezogen —, irgend einer, voll strotzender Gesundheit

und Kräfte —, und dem fertigen Grabe entgegengeführt... Wie soll man nicht anerkennen, daß die russische Geschichte ihren eigenen, eigenartigen, unerklärlichen Weg geht? Heberall in der ganzen Welt war die Einführung der Konstitution begleitet wenigstens von vorübergehenden Erleichterungen: Amnestie, Milderung der Repressalien usw. Nur bei uns trat mit der Konstitution die Todesstrafe als Herrin in das Haus der russischen Rechtsprechung ein. Sie trat ein und ließ sich häuslich nieder, auf lange Zeit, wie eine Alltagserscheinung, ständig, allgemein, chronisch... an die man sich also „gewöhnen“ muß...

In den nachfolgenden Skizzen, die bei weitem nicht systematisch sind und keinen Anspruch auf erschöpfende Bedeutung erheben, wollen wir versuchen, uns diese neue russische „Alltagserscheinung“ näher anzusehen... Man muß ja wenigstens das kennen, wovon wir uns vorläufig (und vielleicht noch lange Zeit hinaus) nicht zu befreien vermögen...

### Die Todeskandidaten im Gefängnis zu R.

Bisher konnte man in russischen Gefängnissen bestimmte Kategorien von Gefangenen. Es gab „Krisstgefangenen“, die vom Gericht zu einer bestimmten Haft beurteilt waren, ferner Untersuchungsgefangene, Transportgefangene und die sogenannten „Katorga-gefangenen“, die zur Zwangsarbeit beurteilt waren.

Unsere „konstitutionelle Wiedergeburt“ gab uns eine neue Kategorie von Gefangenen, der der Gefängnisjargon den schrecklichen Namen gab: „Smertniki“ — Todeskandidaten.

Ein intelligenter Mann, der von einem bösen Schicksal in eines unserer Provinzgefängnisse geschleudert wurde (dessen Namen er nicht nennen will) hatte, wenn auch nicht systematisch und nur bruchstückweise, Gelegenheit, das Leben dieser Leute zu beobachten, die das Todesurteil, seine Bestätigung, die Hinrichtung im Gefängnis erwarten. Das auf diese Weise aus zufälligen Bekanntschaften, flüchtigen Gesprächen und geheimen Briefen erbeutete Material stellte er uns zur Verfügung, und ich will nun den Leser damit bekannt machen.

Das Gouvernementsgefängnis einer Provinzialstadt. Eine ganz gewöhnliche Architektur. An den Ecken des Hauptgebäudes vier Türme. Um zu den Türmen zu gelangen, muß man die langgestreckten Gefängnisgänge passieren, längs deren sich zwei Reihen schweigender „Gucklöcher“ in den Zellentüren hinziehen. Am Ende des Korridors eine fest verschlossene Tür, deren Schlüssel von besonderen Aufsehern aufbewahrt wird. Einer von ihnen bewacht ständig den Eingang zum Turm. Hinter dieser Tür ein kleiner finsterner Gang, der zu einer anderen Tür führt. Hinter ihr befindet sich die runde Turmzelle.

Die Zelle stellt einen Zylinder dar, dessen Durchmesser 2 bis 3 Meter groß ist. Oben ein kleines Fenster, durch zwei Gitter geschützt. Die Gitter rauben das Licht, und wenn im Winter die Doppelrahmen eingestellt werden, wird es in der Zelle so finster, daß man selbst am Tage weder lesen noch schreiben kann. Am Abend wird ein elektrisches Lämpchen entzündet, das an der Decke befestigt ist. Es hängt so hoch, daß man sogar direkt unter ihm nur mit der größten Anstrengung lesen kann. Es gibt in der Zelle weder ein Bett noch eine Britsche. Ein kleines Tischchen und zwei, drei Labourette werden zur Nacht fortgetragen. Schlafen muß man auf dem nackten Fußboden. Die Wände sind oben blaßgrün angestrichen, nur etwa 2 Meter vom Fußboden zieht sich ein schwarzer Trauerstreif hin.

Die Zellen des oberen Stockwerks eines jeden Turmes sind besser. Sie sind trockener, heller; aus den Fenstern kann man die Stadt sehen, den freien Platz hinter dem Gefängnis, die vorübergehenden Menschen. Die unteren Zellen sind tief in die Erde hineingegraben, so daß sich die halbrunden Fenster auf einem Niveau mit dem Gefängnishof befinden. Es hat den Anschein, als ob hier die Menschen in einen dunklen, kalten, feuchten Brunnen gesteckt sind. Aus den Fenstern können sie die Füße der Gefangenen sehen, die auf dem Hofe spazieren gehen. Bei jedem Turm steht ein Aufseher mit einem Gewehr.

In dem Jahre, wo unser zufälliger Korrespondent seine Beobachtungen machte, waren diese Zellen von mehr als 40 „Todeskandidaten“ bevölkert. Das waren alle, verhältnismäßig junge Menschen, vorzugsweise Arbeiter der östlichen großen Eisenwerke, die in Expropriationsprozessen beurteilt waren.

Die Gefängnisadministration macht die größten Anstrengungen, um diese Gefangenen von den übrigen zu isolieren. Die „Todeskandidaten“ werden vollkommen abgefordert spazieren geführt. Auch in die Wadstube werden sie besonders geführt. Aber eine vollständige Isolation ist natürlich unmöglich. Zum Verhör, zur Gerichtsverhandlung, zum Spazierengehen oder zu den Zusammenkünften mit den Verwandten müssen sie dennoch durch die gemeinsamen Gänge geführt werden, und die übrigen Gefangenen blicken durch die „Gucklöcher“ auf diese dem Tode geweihten Menschen, denen der Tod schon seinen Stempel aufgedrückt hat. Durch dieselben Gänge werden sie in den finsternen frühen Morgenstunden zur Nacht geführt, und dann fahren die Gefangenen in den übrigen Zellen entsezt aus dem Schlaf empor, wenn sie die laut schallenden Schritte und zuweilen das Gestöhn, die Todesrufe des Menschen vernehmen, der auf diese Weise von der ihm zugänglichen und mit ihm sympathisierenden Gefangenenwelt Abchied nimmt. Dann verstummen die Schritte und das Wehklagen. In tiefer Stille vollzieht sich auf dem Hinterhofe der letzte Akt der furchtbaren Tragödie... In den Zellen aber schläft man nicht,

sondern rät, wenn man soeben, gesund und voll strotzender Kräfte, zum offenen Grabe geführt . . .

Zuweilen hören die Gefangenen während des Spazierengehens von irgendwo, wie aus der Erde, Stimmen, die laut miteinander sprechen oder streiten. Zuweilen, namentlich in der Hälfte des Jahres, über welches wir Material besitzen, erschalle aus den Zellen der Todeslandidaten Gesang. Dann geriet der Wächtposten am Turm in Erregung, klopfte mit dem Gewehr und schrie:

Geda, ihr Leute im Turm, hört auf zu singen! Geda, man sagt euch, aufgehört!

Wenn dieser Befehl nichts fruchtete, erschien der Direktorsgehilfe auf der Bildfläche, und irgendeiner von den Leuten, die ihrer Hinrichtung entgegenzogen, wurde außerdem noch in den Karzer gesteckt . . .

Der Karzer war ein dunkles Loch, direkt unter der Gefängnis-Kirche, niedrig, feucht, kalt, mit abscheulicher Luft. Viele wurden nach drei, vier Tagen Karzerhaft auf Matten direkt ins Spital getragen.

In diesen Türmen erwarten zuweilen einzelne, zuweilen ganze Gruppen von Menschen tage-, wochen-, zuweilen monatelang ihr Todesurteil oder die Vollstreckung desselben und fragen sich jeden Abend, ob sie noch den morgigen Tag erblicken werden. Vor kurzem noch, in der „vorinstitutionellen“ Zeit, sagte mir ein Militärrichter, daß ein langer Aufschub der Hinrichtung eine ungeheure Chance für ihre Aufhebung bedeute: man dürfe keinen Menschen hinrichten, der eine so entsetzliche Zeit durchgemacht, die ärger sei als der Tod. Jetzt kümmert man sich offenbar nicht mehr um solche psychologischen „Feinheiten“ . . .

### Der Alltag der Todeslandidaten.

Alle entsinnen sich noch der Begeisterung, mit welcher die zum Tode Verurteilten oder zur Füslierung bestimmten Gefangenen in der ersten Periode unserer Revolution dem Tode entgegengingen. Es starben so Intellektuelle, junge Mädchen, Eisenbahnarbeiter, Matrosen. Eine Gruppe von Matrosen, die mit dem Leutnant Schmidt gemeutert hatten, gingen zur Hinrichtung in geschlossenen Reihen und sangen das bekannte Refrutenlied:

Heut bin ich noch mit Euch, Ihr Freunde,  
Doch ist's der letzte frohe Tag für mich,  
Denn in der ersten Morgenstunde  
Weint meine Mutter bitterlich.

Es war so viel Begeisterung, so viel Lebensmut vor dem Anblick des unvermeidlichen Todes in diesen Szenen, daß dieses Lied, wie man sagt, in Südrufland dieselbe Bedeutung gewann, wie die Marseillaise. Jetzt hat sich vieles geändert, und in dem Maße, wie die Todesstrafe sich in eine „Alltagserscheinung“ verwandelt hat, schwindet auch die Begeisterung, die sie früher mit einer Aureole umgab. Es ist wahrscheinlich schwerer dafür zu sterben, wofür die Menschen jetzt so oft ihr Leben lassen.

Uebrigens konstatiert unser Korrespondent, daß viele Todeslandidaten sich einige Tage nach dem Urteil verhältnismäßig gut fühlen. In ihre finsternen Turmjellen tragen sie die Erregung des kürzlichen Kampfes hinein, der, wenn auch nicht von erhabenen, so doch von starken Empfindungen und äußerster Nervenanspannung erfüllt war. Die Gerichtsverhandlung und das Urteil bilden nur den letzten Schwung derselben Welle. In den meisten Briefen, die in den ersten Tagen nach der Urteilsfällung geschrieben sind, klingt nach ein eigenartiger Mut, selbst eine Art Ironie. Einige dieser Briefe sind ungemein charakteristisch, und wir veröffentlichen nachfolgend die Druckstücke, die unser Korrespondent uns zur Verfügung stellte.

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Treue.

Man muß wirklich stammeln, mit wie jammervollen Mägden die Leute, die mit ihrem „echten Deutschtum“ prunken und auf alles, was nicht deutsch ist, mit verächtlichem Lächeln herabbliden, sich und ihresgleichen den Kopf verkeilen. Erschien da neulich in der „Deutschen Tageszeitung“ ein Aufsatz unter der stolzen Ueberschrift „Entwidelung germanischer Stammesart in der Völkertwanderung“. Abgesehen davon, daß man von diesem Thema in dem Aufsatz überhaupt kein Wort findet, werden darin unter einem gelehrten scheinenden Getue dem Leser eine Reihe entsetzlicher Plattheiten vorgelegt. So z. B. der Satz:

„Gewisse Rassen-eigenschaften, wie Freiheits-sinn, Sittenreinheit, Ordnung- und Gliederungs-vermögen, Behrhaftigkeit, Stolz waren allen germanischen Stämmen gemeinsam. Ebenso allgemein verbreitet waren Eigenbrödel, Starrsinn, Eifersucht, Kurzsichtigkeit.“

Da die Verfasser solchen Geschreibsels doch vermutlich eine höhere Schule besucht haben, so muß man annehmen, daß sie sogar das, was ihnen in ihrer Jugend über die Germanen gesagt worden ist, rein vergessen haben müssen, trotzdem sie mit Literaturzitatzen um sich werfen, die den Anschein höchster Gelehrsamkeit erwecken sollen. Zu Ruh und Frommen unserer Leser wollen wir einiges von dem, was über diese „Rasseneigenschaften“ der Germanen bekannt ist — in der Volksschule aber wohl kaum gelehrt wird — hier kurz zusammenstellen.

Ueber die Urzeit des deutschen Volkes, d. h. etwa die Zeit bis zum Beginn des 8. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wissen wir sehr wenig. Das bedeutendste Ereignis seiner Geschichte ist dann

die allmähliche Zusammensetzung der verschiedenen deutschen Stämme zu einem großen Gesamtreich. Sie geschah unter der Führung des fränkischen Stammes und wird von den bürgerlichen Historikern als das Verdienst der fränkischen Könige angesehen. Nach bürgerlicher Geschichtsauffassung sind also die Frankenkönige die hervorragendsten Vertreter, die edelste Blüte des damaligen Germanentums. Sehen wir uns diese Frankenkönige im Hinblick auf ihre „Rasseneigenschaften“ etwas näher an.

Zuerst war es die Familie der Merowinger, die etwa zwei Jahrhunderte lang (in runden Zahlen vom Jahre 475 bis zum Jahre 675) die Franken regierte, dann die Familie der Karolinger. Der erste Merowinger, dem von der bürgerlichen Geschichtsschreibung eine hervorragende Bedeutung für die Gründung des Frankenreiches beigegeben wird, war Chlodwig I. (481—511). Er war ursprünglich noch nicht einmal König aller Franken, sondern der fränkische Stamm war in mehrere Teile gespalten, die ihre besondern Könige hatten. „Mit roher Gewalt“, schreibt Professor Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte, „wurden die Herrscher-geschlechter dieser Völker beseitigt. . . . Kann man sich entschließen, von den vielfach brutalen Mitteln abzusehen, welche zu diesem Ziele verhelfen mußten: das Ergebnis war für die deutsche Entwicklung von größter Bedeutung.“ Und im Schlossers Weltgeschichte wird dieser Germanenfürst, der am Anfang der langen Reihe deutscher Helden steht, in seiner „Sittenreinheit“ und „Treu“ wie folgt abgemalt: „Chlodwig I. war ein habgieriger und herrschsüchtiger Mann“. Der römische Teilfürst Syagrius, dessen Land er erobert hatte, wurde ihm ausgeliefert. „Chlodwig ließ ihn in der Stille umbringen. Er war durch diese Eroberung Herr eines beträchtlichen Landes geworden, und vermählte sich nun zunächst, obgleich er schon verheiratet war, mit der Tochter eines burgundischen Königs.“

Rebenbei erfährt man an dieser Stelle noch einiges über die „Sittenreinheit“ anderer Germanenfürsten: „Die Burgunder wurden um jene Zeit von vier Brüdern beherrscht, von denen zwei im Bruderkampf fielen. Einer der letzteren hinterließ eine Tochter Chlotilde, welche von ihrem Oheim Gundobald, nachdem derselbe ihre beiden Brüder ermordet hatte, in einer Art von Gefangenschaft gehalten wurde“. Diese wurde von Chlodwig befreit und geheiratet.

Später ließ sich Chlodwig taufen. Aber „er blieb so roh und grausam, als er vorher gewesen war.“ — Und nun ein Kapitel von der deutschen Treue: Chlodwig trat mit Godepissil, einem burgundischen König, der sich der Oberherrschaft seines Bruders Gundobald zu entziehen strebte, „insgeheim in Verbindung, lieferte dem letzteren bei Dijon ein Treffen und siegte durch die Verräterei Godepissils“. Jedoch „schon im folgenden Jahr fiel Gundobald über seinen Bruder her, überrumpelte ihn in der Stadt Vienne und tötete ihn und seine Ratgeber“.

Der Brudermord, die Ermordung der nächsten Verwandten spielt überhaupt eine große Rolle in den Sitten der deutschen „Edlen“ aus jener Zeit. Schlosser erzählt weiter: „Bisher war Chlodwig zwar Oberanführer, nicht aber Herrscher aller Frankensämme gewesen; jetzt gab ihm das Glück den Gedanken ein, sich selbst dazu zu machen. Heuchelei, Hinterlist und Mord waren die Mittel, deren er sich zur Erreichung dieses Zweckes bediente. Er wandte sich zuerst gegen Siegbert, den König der ripuarischen Franken (also seinen Verwandten). Da dieser einen herrschsüchtigen Sohn hatte, dem der Vater zu lange lebte, so reizte Chlodwig denselben zur Ermordung Siegberts; nachher ließ er ihn selbst auf hinterlistige Weise ums Leben bringen“. Das Volk der ripuarischen Franken aber machte es, wie es die „Edlen“ heutzutage noch machen; es erfüllte Chlodwigs Willen und wählte ihn zum König, „weil er ein mächtiger Fürst war, d. h. aus Liebedienerei, die demnach auch eine allgermanische Tugend sein muß“. Der Bischof Gregor von Tours aber, der kurz nach dieser Zeit lebte und über diese Ereignisse berichtet hat, schrieb dazu in Gottergebenheit: „So gab Gott täglich Chlodwigs Feinde in seine Hand, weil er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte“.

In der gleichen Weise verfuhr Chlodwig weiter bis ans Ende seines Lebens. In unaufhörlicher Eintönigkeit wiederholen sich die Morde, Verrätereien, Heucheleien. Nur noch der folgende Fall sei nach Schlosser erzählt. Einen anderen fränkischen Teilfürsten, den König Ragnachar, stürzte er durch Vesteckung seiner Vasallen. Diese gingen, als Chlodwig gegen ihn zu Felde zog, in der Schlacht zum Feinde über, und Ragnachar wurde nebst seinem Bruder gefangen genommen. Chlodwig erschlug den König mit eigener Hand, weil sich derselbe habe Fesseln anlegen lassen und dadurch die merowingische Familie erniedrigt habe; dann tötete er auch dessen Bruder, weil dieser nicht durch kräftige Unterstützung seines Bruders einen solchen Schimpf abgewendet habe. Den bestochenen Leuten Ragnachars hatte Chlodwig, wie sich nach dem Sturz desselben zeigte, falsches Gold gegeben.“

Chlodwigs Nachfolger, die späteren Merowinger, waren aus genau demselben Holze geschnitten. Es würde ermüden, wollten wir die unaufhörliche Reihe von Treulosigkeiten und Vordatzen gegen die nächsten Verwandten, Söhne, Brüder, Väter, Ehegatten hier aufzählen, in denen sich die merowingische Geschichte abspielt.

Nun wird allerdings von den bürgerlichen Historikern gern behauptet, daß an dieser sittlichen Fäulnis das Geschlecht der Merowinger zugrunde gegangen sei und der glänzenden Familie der Karolinger habe Platz machen müssen, die dann erst das Germanen-

tum zu seiner vollen Größe emporgeführt habe. Dagegen wäre zu bemerken, daß die Sitten der Merowinger, wie wir das schon gesehen haben, bei den Germanen ihrer Zeit durchaus nichts Ungewöhnliches waren. Die anderen halfen ihnen ja tüchtig bei ihren Verwandtenmorden und Bestechungen. Im übrigen wollen wir noch einen Blick auf die Sitten der Karolinger werfen.

Die Karolinger waren ursprünglich Beamte der Merowinger und kamen auf den Thron durch gewaltsame Beseitigung der Merowinger, also durch Hochverrat und Königsmord, das heißt durch diejenigen Verbrechen, die von den Vertretern staatsverhaltender Gesinnung sonst immer als die allerabscheulichsten hingestellt werden. Uns fällt es natürlich nicht ein, die Karolinger deswegen zu tadeln, weil sie ein so kräftiges Beispiel für die Verächtlichmachung der Revolution gegeben haben. Aber wie sah es mit ihrer „germanischen Sittenreinheit“ aus? Einige Stichproben mögen genügen.

Karl Martell (der 741 starb) hatte das Reich unter seine drei Söhne Karlmann, Pipin und Grippo geteilt. „Der Letztere (wir zitieren wieder nach Schloßers Weltgeschichte) war ein Stiefbruder der beiden anderen. Karlmann und Pipin beraubten ihn gleich nach des Vaters Tode seines Erbteils und setzten ihn gefangen.“ Er kam dann wieder frei und wurde nach mannigfachen Irrfahrten von Pipins Reuten erschlagen.

Schon 746 zog sich Karlmann, dem das ewige Blutvergießen zuwider gewesen sein soll, in ein Kloster zurück und dankte ab zugunsten seines Sohnes Drogo. Das war aber nicht nach dem Sinn seines lieben Bruders Pipin. „Drogo scheint kurze Zeit in dem Erbe seines Vaters regiert zu haben, verschwand aber nachher aus der Geschichte; Pipin, welcher seitdem in den Geschichtsbüchern stets als Herrscher des ganzen fränkischen Reichs angeführt wird, beseitigte ihn auf die eine oder die andere Art.“

Nun zu Karl dem Großen, dem leuchtendsten Helden der damaligen deutschen Geschichte. Er war der älteste Sohn Pipins und sollte nach des Vaters Willen das Reich mit seinem Bruder Karlmann teilen, wie das von jeher fränkische Sitte war. Das führte sofort zu Feindseligkeit zwischen den Brüdern, „welche in offenbarem Krieg überzugehen drohte“. Jedoch starb Karlmann kurze Zeit darauf (771). Er hinterließ allerdings Söhne. Aber nun machte es Karl genau wie seine Vorfahren: er „gewann“ die Geistlichkeit sowie die weltlichen Großen in Karlmanns Reich, ließ sich zum einzigen Herrn der Franken wählen und nahm, da auch seine Neffen viele Freunde hatten, mit den Waffen Besitz von seines Bruders Reich. Karlmanns Witwe entfloß mit ihren Kindern“.

Da übrigens unsere Alldutschen von heute unter Sittenreinheit vor allem das Geschlechts- und Eheleben verstehen, so sei auch dies nicht übergangen. Karls Mutter Berta hatte gewünscht, daß Karl aus diplomatischen Gründen die Tochter des Langobardenkönigs, Desiderata, heiratete. Karl war nun zwar schon verheiratet. Aber das war kein Hindernis. Er tat seiner Mutter den Gefallen, ließ sich scheiden und vermählte sich mit Desiderata, „verließ sie aber schon ein Jahr darauf wieder und heiratete die Alemannia Hildegardis, die einzige Gemahlin, der er nie untreu ward (1) und die er bis zu ihrem Tode achtete und liebte“. Man übersehe nicht: die einzige! Das will etwas bedeuten. Hildegardis starb nämlich 783 und dann heiratete der König zum vierten Male. Außerdem kommen dann natürlich noch uneheliche Söhne Karls vor.

Wie aber stand es mit der angeblich edelsten germanischen Tugend, der Treue? — Nur ein Beispiel: dreizehn Jahre schon hatte Karl gegen die Sachsen Krieg geführt, ohne etwas dauerndes ausrichten zu können. Da „gewann“ er die beiden gefährlichsten Führer der Sachsen, Wittekind und Alboin, „durch die Ueberredungskunst schlauer Abgeordneter. Mit deren Hilfe gelang es ihm, ihren Privatmugen von dem Interesse der Nation zu trennen und sie durch Gewährung von Vorteilen so zu reizen, daß sie im Jahre 785 zu ihm kamen und sich taufen ließen“. Das heißt auf gut deutsch, er hat sie bestochen. Aber „sie werden seitdem nicht wieder erwähnt, und es ist sogar nicht einmal bekannt, ob sie in ihre Heimat zurückgekehrt sind“. Das sieht ja fast so aus, als ob sie noch überdies betrogene Betrüger geblieben sind.

Uebrigens hat Karl auch kein Bedenken getragen, sich mit dem wendischen Stamm der Obotriten zu verbünden und durch sie das Land des deutschen Stammes, der Sachsen nämlich, verwüsten lassen.

Es versteht sich, daß nach seinem Tode unter seinen Nachkommen das alte Spiel der Brüderkriege, Treulosigkeiten der Söhne gegen den Vater usw. ununterbrochen seinen Fortgang nahm.

Nun darf man natürlich nicht umgekehrt den gleichen Fehler machen wie unsere Alldutschen. Man darf die fränkischen Könige, die Merowinger wie die Karolinger, nicht etwa als besonders schlimme Sünder und Verbrecher ansehen. So haben's bazumal die Großen alle gemacht in allen Ländern und — sie machen's ja im Grunde heute noch ebenso. Auch das ist für den Gang der Geschichte ziemlich gleichgültig. Es sind das Keuerlichkeiten in der Entwicklung der Völker, und wie es sinnlos ist, sich für diese Leute zu begeistern, so hätte es ebensowenig Sinn, sich über sie und ihre Schandtaten zu entrüsten. Ganz andere Dinge sind es, auf die es in der Geschichte ankommt. Will man sich jedoch überhaupt mit diesen Personen beschäftigen, so müßte man versuchen, sie und ihre Taten aus ihrer Zeit heraus zu verstehen, nicht aber sie schelten oder loben. Nur weil die Staatsverhaltenden von heute dem Volk so viel Dunst über die angeblich uralte „deutsche Treue“ vormachen,

haben wir es für nützlich gehalten, einmal an ein paar Beispielen zu zeigen, wie es damit in Wirklichkeit bestellt war.

## Kleines feuilleton.

### Naturwissenschaftliches.

Gibt es eine Grenze zwischen dem Pflanzen- und Tierreich? Wie schwierig, ja wie unmöglich es für den Naturforscher ist, die Scheidewand zwischen pflanzlichen und tierischen Lebewesen festzustellen, ersehen wir aus dem jüngst erschienenen Buche von A. S. Francé: „Die Kleintwelt des Süßwassers“. (Verlag von Theod. Thomas, Leipzig 1910. Preis 2 M.) Francé sagt darüber: „Es gibt keinen Unterschied zwischen den beiden Naturreichen; denn die einfachsten Pflanzen sind von den einfachsten Tieren nicht zu unterscheiden.“ Als Beweis hierfür führt er u. a. folgende Tatsache an:

„Wohl die häufigste aller Kleinpflanzen, die sich in jedem mit grünen Häuten überzogenen Stein, in jeder Jauchepfütze und Straßengrube findet, ist der Aenderling (Euglena stagnalis). So unappetitlich seine Umgebung ist, so liebreizend ist das Dingchen selbst. Es ist sehr klein, so daß etwa 40 auf einen Steindruckkopf gehen, dazu schlank geformt wie ein gestaltveränderliches Fischlein mit spitzem Schwanz, vorn mit einem drolligen Mäulchen, von dem ein regelrechter Schlund in das Leibesinnere führt, aus dem eine heftig peitschende Geißel herausragt. Eine besondere Zierde ist auch hier das schöne Grün, gehoben durch blühende glasartige Kugeln und Scheiben und einen rubinroten Punkt, der wie ein Auge anmutet. Euglena lebt pflanzenhaft. Mit Hilfe des Blattgrüns zersetzt es Gase im Sonnenlicht und bereitet Stärke aus ihnen. Das sind die blühenden Kugeln im Innern. Außerdem lebt der Aenderling wie ein Pilz, saugt mit der Körperoberfläche feulende Stoffe auf, die ihm auch zur Nahrung dienen. Es gibt jedoch farblose Aenderlinge, die sich nur durch den Mangel an Blattgrün und Stärke von den grünen unterscheiden. Und diese fressen kleinere Lebewesen so, als ob sie ein winziges Raubtier wären. Mit der Geißel schleudern sie ihre Beute in die Mundöffnung. Von dort fällt sie in das Leibesinnere, das wie ein Magen wirkt und den Nahrungsbissen zersetzt und verdaut. Das Unverdaute wird durch den Mund wieder ausgebrochen.“

Es gibt ferner in allen pflanzenreichen Sümpfen ein Urwesen, das man Vampyrella nennt. Dieses ist eine rollende ziegelrote Kugel, die zahlreiche feine Fäden ausstreckt. Wenn sie eine Kieselalge trifft, umfliegt sie das Pflänzchen gewissermaßen, dann verdaut sie es und stößt die leeren Schalen wieder aus. Die Pflanzenforscher haben aus Tümpeln und feuchten Waldgründen auch Schleimpilze (Myxomyceten) kennen gelernt, die in jeder Beziehung wie ein regelrechter Pilz wachsen; nur in der Jugendzeit leben sie wie Tierchen in Gestalt eines fliehenden farblosen Tropfens, der alles Verdauliche, das ihm unterwegs aufstößt, sich einverleibt.“

So sehen wir also, daß der alte Streit über die Frage, wo die Pflanze aufhört und das Tier anfängt, heute in dem Sinne entschieden werden muß, daß eben die einfachsten Lebensformen, die wir kennen, beides zugleich sein können.

### Aus dem Tierleben.

Die Lebensfähigkeit der Wanzen. Selbst die einzige gute Eigenschaft, die man den Wanzen nachsagen kann, daß sie einen ausgeprägten Wandertrieb besitzen und vielleicht einen von ihnen verpesteten Raum sogar durch das Fenster wieder verlassen, hat ihre bedenkliche Seite, und so wird man an diesem Insekt wohl kaum ein „gutes Haar“ lassen können. Ueberhaupt ist es ja dem Menschen so schwer gemacht, gegen die Sechsheiner einigermaßen einen Standpunkt der Gerechtigkeit einzunehmen. Auf die Wanderlust der Wanzen kann man sich jedenfalls nicht verlassen. Denn erstens pflegt jedes Geschöpf dort auszuharren, wo es ihm nach seinem Sinn gut geht, und außerdem wandern die Insekten doch bloß deshalb aus, um sich an einem anderen Ort unnütz zu machen, was freilich dem vorher Geplagten ziemlich gleichgültig zu sein pflegt, wenn er sie nur selbst los ist. Eine besondere Untugend der Wanzen aber ist auf alle Fälle ihre Zähigkeit. Versuche haben gezeigt, daß sie ganz erstaunlich lange ohne „Nahrung“ leben können. Diese Tatsache ist deshalb besonders wichtig, weil billige Matratzen und anderes Bettzeug vielfach aus Stoffen hergestellt werden, die vorher keine Desinfektion erfahren haben. Man hat es früher für sicher gehalten, daß wenigstens eine Uebertragung von Wanzen dadurch nicht geschehen könne, weil vermutlich eine zu lange Zeit vergeht, bis diese Gegenstände wieder in die Nähe eines menschlichen Körpers gelangen. Ein Mitarbeiter des britischen medizinischen Journals hat einmal 26 Wanzen in eine sorgfältig gesäuberte Flasche gesetzt, in die er nur ein Stück weißes Papier und etwas sauberen Kalilo gebracht hatte. Der Hals der Flasche wurde dicht verschlossen. Noch nach acht Wochen waren sämtliche Wanzen lebendig. Nach vier Monaten waren drei der alten und eines der jüngeren Insekten lebendig, und noch nach einem vollen halben Jahre lief eine der großen Wanzen ganz munter über das Stück Papier, nachdem die Flasche von außen erwärmt worden war. Die Wanzen sind also solche Hungerkünstler, daß es aussichtslos erscheint, sie auf solchem Wege in absehbarer Zeit vom Leben zum Tode zu bringen.